

Wo befinde ich mich? Als die Schriftstellerin Isabel Fargo Cole neulich den Preis der A&A-Kulturstiftung im Roten Salon der Volksbühne entgegennimmt, spricht sie in ihrer Dankesrede sogleich das Grundthema ihrer Arbeit an: Verortungen. „Ich schreibe gern über Räume – und versuche die Schichten der Räume aufzublättern“, sagt sie, die schon in ihrer Heimat Amerika Berlin als ihren Lebensort erwählte. Damals, 1995, war sie erst 22 Jahre alt.

Für sie, die als Kind mit den Eltern in 50 amerikanischen Bundesstaaten unterwegs war, zunächst in Ithaca aufwuchs, später dann in New York City, wurde eine Busfahrt durch Ost-Berlin als 14-jährige Austauschschülerin in Deutschland zum Schlüssel-Erlebnis. „Mit 20 sagte ich dann allen Leuten: Ich gehe nach Berlin und komme nie wieder.“

Hier ist sie, die Pankow zu ihrem Heimatrevier erwählte, nicht nur zur literarischen Übersetzerin geworden, die Franz Fühmann und Wolfgang Hilbig ins Englische brachte. Isabel Fargo Cole hat sich das Deutsche – und die Deutschen – in einer Weise angeeignet, dass sie in zwei Romanen, erzählerisch und stilistisch souverän, der DDR, Ost-Berlin und dem Nach-Wende-Berlin so nahe kommen konnte wie für eine Nicht-DDR-Bürgerin überhaupt möglich.

Tiefenerforschungen der deutschen Geschichte – so könnte man „Die grüne Grenze“ (2017) und „Das Gift der Biene“ (2019) beschreiben. Bis es doch noch einmal galt, auch die heimatische amerikanische Landschaft zu lesen, die dortigen „Räume aufzublättern“. 2018 bereiste sie mit den Eltern Alaska, den noch nicht besuchten Bundesstaat; dokumentierte und unterwanderte die amerikanische Geschichte und Geschichtsschreibung in ihrem 2022 erschienenen „Die Goldküste. Eine Irrfahrt.“

Aber auch das ist noch nicht alles. Im Gegenteil. Nicht nur „ostwärts“ zieht es Isabel Fargo Cole in ihrem Leben und Arbeiten, sondern auch in die großen Zusammenhänge um Natur und Ökologie. Waldschaffen heißt die Initiative, die sie im Jahr 2020 ins Leben gerufen hat, um künstlerisches und ökologisches Wirken zusammenzubringen.

#### Eine Landschaft lesen

Auch diese Sehnsucht nach dem „Draußen“ zeichnete sich schon lange ab, wie es ein Satz aus ihrem zweiten Roman bezeugt: „Es war, als hätte ich mein Leben lang versucht, aus der Stadt herauszufinden ... In New York kam die Natur vor allem in Büchern vor. Ich verschlang damals Fantasy-Romane wegen der Landschaften, der Fußmärsche durch grüne Täler und finstere Wälder ... So hatte die Natur für mich etwas Phantastisches, ich glaubte nicht recht an sie, auch jetzt nicht, in Berlin, dieser Stadt, die an allen Rändern in Wälder und Seen überging ... Schließlich flößte mir die Sturheit der Landschaft Respekt ein. Man musste sie lesen können.“

Diese Landschaft zu lesen, sich in sie „einzuschreiben“, aber auch konstruktiv in ihr zu wirken, war für Cole ein Antrieb, um Waldschaffen zu gründen. „Bei den Recherchen zu meinem ersten Roman bin ich auf das sogenannte Bergwaldprojekt gestoßen“, erzählt die gänzlich uneitle, eher scheue Autorin bei einer Begegnung im Bürgerpark Pankow. „Eine Woche lang habe ich im Harz unter Anleitung eines Försters Waldarbeiten verrichtet, also gepflanzt oder Wildzäune gebaut oder Bäume gefällt. Sich auf dieses Leben mal einzulassen, mit anzupacken, etwas zu lernen und auch zu begreifen, wie viel Arbeit das ist – das war ein sehr starker Eindruck.“

Waldschaffen, so Cole beim Schlendern unter Frühlingsbäumen im Bürgerpark, sei für sie auch der Versuch, einer unbefriedigenden Alternative zu entkommen: hier das am Schreibtisch entstehende „Nature Writing“, dort der direkt auf Veränderung abzielende Aktivismus. „Beides kann abstrakt und irgendwo blutleer werden, deshalb hat mich die Möglichkeit gereizt, Kulturschaffende in Waldprojekte einzubinden, um konkret mit anzupacken, aber auch, um sich in der eigenen Arbeit inspirieren zu lassen.“

Vier Mal hat sie bereits die Lyrikwerkstatt „Wald pflanzen, Wald schreiben“ in Kooperation mit dem Berliner Haus für Poesie durchgeführt, bei der Pflanzaktionen und deren poetische Verarbeitung zusammenfinden. „Es ist ein bescheidener Versuch, sich mit ein paar Menschen aus der Kulturszene bei verschiedenen Projekten einzubringen und mitzubasteln an kleinen Veränderungen zum Positiven.“ Hatte sie in den Romanen viel von ihrer eigenen Geschichte des Ankommens in einer neuen Welt erzählt, so ist nun anderes dran.

In „Das Gift der Biene“ war die junge Amerikanerin Christina Mitte der 1990er-



Die Schriftstellerin Isabel Fargo Cole hat Pankow als Heimatrevier erwählt.

BENJAMIN PRITZKULTE

# Auf dem Beobachterposten

Die Amerikanerin Isabel Fargo Cole kam mit 20 zum Studieren nach Berlin. Sie blieb, wurde Schriftstellerin und eine Kennerin der ostdeutschen Geschichte. Heute zieht es sie vor allem in die Wälder im Umland

BERNADETTE CONRAD

„Ich habe vor mich hin studiert, Russisch an der HU. Meine Freunde waren von dort, es war die Zeit der ewigen Studenten. Man konnte ausprobieren, sich Zeit nehmen ohne Druck.“

Isabel Fargo Cole, Schriftstellerin

Jahre auf ihren rastlosen Streifzügen durch das Scheunenviertel, über Brachflächen, Trampelpfade plötzlich bei einem „Tisch mit Stühlen im hohen Gras vorm Gartenhaus“ gelandet: „Die Tür zur Ruine stand offen. ‚Dürfen wir überhaupt hier rein?‘, fragte ich. ‚Alles Eigentum ist Volkseigentum‘, sagte Meta. ‚Außerdem wohne ich hier.‘“

Also bleibt auch Christina: „Das hier war die Utopie, klein und bewohnbar.“ Sie wird zur Beobachterin jener unsortierten, aufregenden Zeit. Sie alle, Meta, Karla, Thorsten, Jana, Evi und wie sie noch heißen, sind eher ein „Schwarm“, junge Menschen, die den Geist des großen Umbruchs zu ergründen und sich in ihm zu finden zu versuchen.

Isabel Fargo Cole hat sie intensiv durchlebt, diese Jahre. „Ich habe vor mich hin studiert, Russisch an der HU“, erzählt sie mit

Blick auf das stille Wasser der Panke. „Meine Freunde waren von dort, es war die Zeit der ewigen Studenten. Man konnte ausprobieren, sich Zeit nehmen ohne Druck, musste, ganz anders als in Amerika, wo das Studieren so teuer ist, mit Mitte 20 noch keine große Karriere machen.“

Keine Partykultur, nein, das war es nicht, eher „Küchentisch-Kultur“. Da ist Wolfgang, Christinas Freund, der im Harz die innerdeutsche Grenze auf Ostseite bewacht hat: „Das Wölfchen, klein und zäh, mit struppig-grauem Haar, artungerecht gehalten in einer zugemüllten Wohnung. Dipl.-Bibl., Privatbibliothekar im eigenen Auftrag. Wozu denn eine Stelle suchen? Es ist vorbei mit Zukunft.“

Der Harz ist neben Berlin die Region Deutschlands, mit der sich die Schriftstelle-

rin Cole am leidenschaftlichsten befasst hat. Hier spielt „Die grüne Grenze“, ihr erster Roman, der im Zeitraum zwischen 1973 und 1987 am Beispiel einer kleinen Künstlerfamilie den Abgründen und Untergründen der ostdeutschen Geschichte nachgeht.

Da sind Editha, eine für die Werk tätigen engagierte Bildhauerin, und ihr Mann Thomas, die von Ost-Berlin in ein Dorf mit Namen Sorge in der Sperrzone nach Westdeutschland gezogen sind. Als Schriftsteller, der dem mönchischen Leben des Mittelalters nachforscht, das es in der waldigen Gegend ringsum gab, fördert Thomas aus den Tiefenschichten der Landschaft Sagen- und Legendenhaftes, arbeitet sich, vergeblich hinüber nach Westen blickend, an Ab- und Untergründen der deutschen Geschichte ab.

Editha, Wolfgang und Vera werden in „Das Gift der Biene“ wieder auftauchen: „Ich hatte die Idee zu beiden Büchern nebeneinander“, erläutert Cole. „Ich habe an beiden gebastelt, und irgendwann kam auch der Wunsch, dass sie sich überschneiden sollen.“

In beiden Romanen ging es ihr um „Ostgeschichten“: Während sie die anderthalb Jahrzehnte vor dem Fall der Mauer in „Die grüne Grenze“ in der engen Gemeinschaft des jungen Paares und seiner Tochter Eli zu fassen versucht, gibt sie in „Das Gift der Biene“ den aufgewühlten Jahren nach dem Mauerfall in der losen Gruppe junger Leute Ausdruck, die das Haus im Scheunenviertel bewohnen und sich allabendlich im „Salon“ treffen.

Deutsche Geschichte ohne Halt und Maß. Der „Schwarm“ ist ein Bild für den geheimnisvollen Zusammenhang, den sie, die ganzen Suchenden, damals zu bilden schienen, und in dem zugleich tödliche Gefahr wohnte, Depression, Einsamkeit und Orientierungslosigkeit. Der große Sog Vergangenheit: russische, jüdische Geschichte.

Immer mehr verwickeln sich die Schicksale der Hausbewohner. Sie sind voller Hoffnung und Aktivität, sie leben in einer „ewigen Baustelle“, finden den Durchbruch zu einem Haus, das es nebenan gegeben haben muss. Sie sind schutzlos offen gegenüber allem, was nun aufricht, sie erleben einen „kollektiven Wahn“. Und natürlich kommt der Moment, an dem es das Gemeinsame auseinandersprengt in jene Einzelgeschichten, von denen nicht alle gut enden.

#### Die angespannte Weltlage

Lange ist sie her, diese Zeit, auf die sich Cole in ihren beiden Romanen bezieht. „Damals hatte ich ein optimistisches Gefühl, es gab unendlich viel aufzuarbeiten, man ist nicht hinterhergekommen, aber man war vor allem nicht auf die Weise zgedröhnt wie heute.“ Sie schüttelt den Kopf. Nein, nach einem weiteren Roman steht ihr jetzt gerade nicht der Sinn. Eher versuche sie, essayistisch etwas von dem rasenden Weltgeschehen einzuholen.

„War es vor zehn Jahren nicht eine entspannere Zeit“, fragt sie nachdenklich. „Seit 2012 erleben wir, dass die Diskurse geprägt sind von den konstruierten Diskursen der sozialen Medien; damals ging dieses globale Gefühl los. 2015 ist es mir erstmals aufgefallen, dass Journalisten anonyme Internet-Kommentare zitieren, dass dem Journalismus seine Distanz verloren geht. Und nun sind wir seit Jahren in einer dauernd angespannten Weltlage, in dauernden Identitätsdiskursen. Dass das Vertrauen in die Medien so verloren gegangen ist, scheint mir verheerend.“

Auch in ihrem jüngsten Buch, „Die Goldküste“, in der sie die „Irrfahrt“ sowohl des goldschürfenden Vorfahren Arva Fargo als auch seiner reizhungrigen touristischen Nachfahren dokumentiert, steht Isabel Fargo Cole auf dem Beobachterposten, gräbt viel mehr aus als die amerikanische Eroberungsgeschichte und Geschichtsschreibung von Alaska. „Man zerstört beim Erkunden das Erkundete, beim Beschreiben das Beschriebene ... Den CO<sub>2</sub>-Ausstoß meiner Flügel will ich mit Erkenntnissen kompensieren, die ich angeblich nur vor Ort machen kann.“ In Wahrheit aber werde „das gedankliche Abenteuer dem physischen Abenteuer immer nachstehen. Der fromme Wunsch des Frühlings 2020: Lässt du dich auf Nichtreisen ein, kannst du ebenso wertvolle Erkenntnisse gewinnen.“

Zum Glück ist die Wahlheimat Berlin groß genug, dass man in ihr reisen kann; zum Glück sind da die Berliner Außenbezirke, die sich nicht so schnell verändern. Das Umland, Brandenburg, der Harz – alles Landschaften, die Isabel Fargo Cole sich erwandert.

Vielleicht, sagt sie beim Verlassen des Bürgerparks, sei das alles letztlich ganz wenig. „Aber vielleicht wird von allen Bäumen, die man pflanzt und gießt, am Schluss wenigstens einer überleben.“ Und sicher, so könnte man ergänzen, werden ihre Bücher bleiben.